

Buchbesprechung

Hilke Lorenz, Heimat aus dem Koffer. Vom Leben nach Flucht und Vertreibung, Berlin 2009, 300 Seiten. In: Schlesischer Gottesfreund 4/2010 S. 58-59

Titel und Einband lassen die Vermutung aufkommen, dass es sich hier um ein traurig-nostalgisches Vertriebenen-Buch handeln könnte. Diese Vermutung hat sich nicht bestätigt. Es geht zwar um Erinnerungen an die schweren Jahre nach dem Krieg. Aber Hilke Lorenz nähert sich dieser Zeit in einer erfrischend offenen Grundeinstellung, für die Neugier, Anteilnahme, Achtung für die Betroffenen bezeichnend sind. Wehleidigkeit oder eine politisch-ideologisch vorgefertigte Attitüde liegen ihr fern. Sie berichtet von Gesprächen, die sie mit Vertriebenen geführt hat in der Absicht, sich ihre Geschichte von ihnen selbst erzählen zu lassen und dabei zu zeigen: Die Flüchtlinge aus dem Osten sind in erster Linie Menschen; Menschen mit einer oft großartigen Lebensleistung, die in unserer Erinnerungskultur einen ehrenvollen Platz einnehmen sollten.

Damit heben sich Geist und Sprache dieses Buches wohltuend ab von dem Ton, in dem über die Vertriebenen in der Öffentlichkeit heute vielfach verhandelt wird. Ich erinnere nur an die Auseinandersetzungen um das Zentrum gegen Vertreibungen. In diesem Zusammenhang ist über die Vertriebenen manches Gute und Verständnisvolle gesagt worden, aber auch manches, was besser nicht gesagt worden wäre. Statt ihre Leiden und Leistungen zu würdigen, wurden die Vertriebenen nicht selten so dargestellt, dass wir uns fast dafür entschuldigen müssen, dass es uns gegeben hat und immer noch gibt. Wobei besonders auffällt, dass fast ausschließlich über uns gesprochen und geschrieben, aber wenig mit uns geredet wurde.

Bei Hilke Lorenz ist das schon im Ansatz anders. 1962 als Tochter von aus Schlesien vertriebenen Eltern geboren, ist sie bereits mit zwei Büchern über die Nachkriegszeit hervorgetreten: „Kriegskinder. Das Schicksal einer Generation“, List Verlag 2003, 303 Seiten – seit 2005 auch als Taschenbuch erhältlich – und „Weiterleben als sei nichts gewesen? Deutsche Schicksale zwischen Hakenkreuz und Bundesadler“, Verlag Droemer Knauer 2005, 311 Seiten. Auch in dem neuen Buch „Heimat aus dem Koffer“ geht es um Kriegs- und Nachkriegsfamilien, hier mit der Frage: Wie haben die Vertriebenen – und ihre Kinder – innerlich und äußerlich angeschlagen durch den Heimat- und Besitzverlust, heraus gerissen aus ihren sozialen Bezügen,

unwillkommen in ihrer neuen Umgebung, nicht selten als Habenichtse und Dahergelaufene verachtet, ihre Eingliederung und häufig sogar ihren Aufstieg zu Stande gebracht? Wie haben sie das eigentlich geschafft?

Dabei kommt Erstaunliches zu Tage: So erzählt Hilke Lorenz von einer alten Dame, die bis zur Flucht am 16. April 1945 in Johannismühle in der Neumark gelebt hat und dann mit ihren Eltern über Sachsen nach Bayern verschlagen wurde. Dort erlebte sie, was es heißt, ein Flüchtlingsmädchen zu sein. Überall, selbst in der Tanzstunde, haftete ihr dieser Makel, dieser Mangel an Gleich- und Vollwertigkeit an. Sie litt darunter so, dass sie beschloss, den Umzug der Familie nach Hessen zu einer kleinen Korrektur ihrer Ausgangslage zu nutzen: Sie ließ sich nicht mehr als Flüchtling registrieren und gab sich eine neue Identität: „Als sie vom bayrischen Kelheim ins hessische Kostheim umzog, schien ihr der Zeitpunkt für die Reduktion der Wahrheit gekommen. Das Gefühl des Gedeemüigtwerdens, das sie permanent belastete, sollte aus ihrem Leben verschwinden. Sie wollte nicht länger als „noch ein Flüchtlingsmädchen“ abgehakt werden, als summiere dieses Wort kurz und bündig alle möglichen Schwächen, Defizite und Mängel“ (S. 71).

Gefragt, wo sie eigentlich herkam, antwortete sie von jetzt ab „nördlich von Berlin“, was ja nicht falsch war. Und Hilke Lorenz fügt hinzu: „Eine kleine sprachliche Vagheit – „nördlich von Berlin“ – und schon war das prägendste Kapitel im Leben der damals 18-jährigen einfach ausgeblendet. Sie schloss es, sagte sie, auf viele Jahre „ganz bewusst und mit Vorsatz“ in ihrem Inneren ein. Dort, wo sich niemand zu suchen traute. Ihr späterer Mann fragte nicht viel, ihren beiden Kindern erzählte sie nicht davon. Mit einem großen blinden Fleck, stellte sie fest, ließ sich gut leben. Zumindest einige Zeit lang“ (S. 73 f.) Wie es dazu kam, dass sie das Abgespaltene im Alter dann doch wieder annehmen konnte, ist im Weiteren spannend und bewegend auf über dreißig Seiten nachzulesen.

Eine andere Lebensgeschichte ist aus der Perspektive einer Enkelin, Thea mit Vornamen, erzählt, die, außerordentlich erfolgreich in ihrem Beruf, daran erinnert, was sie ihrer ostpreußischen Großmutter und Mutter verdankt. „Diese Erfolge sind für sie auch ein „Ätsch-Ruf“ an die Adresse des Schicksals, das nicht allen die gleichen Startvoraussetzungen beschert. Aber vielleicht war Hartnäckigkeit das Vermächtnis der Großeltern und der Mutter an die Enkelin“ (S. 259). Und Thea fügt hinzu: „Ich glaube, sie (Großmutter und Mutter) sind gestärkt aus dieser Katastrophe der Vertreibung hervorgegangen“. „Wenn ich mir vorstelle, wie die Menschen heute

schon depressiv werden, wenn sie mit einem Schnupfen aufwachen oder das Auto nicht anspringt.“ Für Thea bedeutet Erbe nicht Weitergabe von Verlust. Großmutter und Mutter sind für sie echte Mutmacher“ (S. 260).

Diese Beispiele müssen genügen. Sie sollen Interesse wecken für dieses Buch, das gegen das Vergessen und gegen ideologische Verzerrungen den Blick auf das Vertreibungs-Schicksal und seine tapfere Annahme durch die Menschen aus dem Osten lenkt. Wie auch die beiden anderen, ist es wieder ein sehr menschliches Buch, das Hilke Lorenz hier vorgelegt hat, - geschöpft aus dem verarbeiteten Erleben von Menschen, die inzwischen zwar alt, aber weiter unter uns sind.

Christian-Erdmann Schott